



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Ausnahmen:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

poetisierender Wendungen, aber diese haben gar keine Bedeutung mehr, sind ganz verblaßt. Der Dichter sagt nicht mehr: der Morgen lächelt, und dergl.; das ist rein verbraucht. Mit der wissenschaftlichen Sprache kann er erst recht nichts anfangen, denn diese strebt ja mit aller Kraft nach dem Abstrakten, und die poetische mit aller Kraft gegen das Abstrakte.

Wie sie vorliegt, erscheint also die Sprache in diesem Zusammenhange roh. Kann man aber auch sagen: tot? An sich ist sie gewiß ein ganz Lebendiges; aber nicht für den Bedarf des Dichters. Ihm schlummert sie, ein Dornröschen, das zum Glücke weckbar ist; er muß sie zu ganz neuem Leben wecken.

Wenn Sie dazu kommen, von berühmten Dichtungen Konzepte zu sehen, so werden Sie staunen, wie die verkorrigiert sind. Ein Freund von mir sah Hölderlins Manuskript zur herrlichen Ode auf Heidelberg und machte eine genaue Kopie davon, welche ich besitze. Sie ist so bunt, so übergangen mit Durchstrichen und Aenderungen, daß man es kaum glauben möchte. Daraus sehen Sie, was der Dichter für eine Not mit der Sprache hat. Wohl beginnt er mit einem kühnen Wurf; das innere Bild muß klar und entschieden vor ihm stehen, ehe er daran denkt, es der Sprache einzuverleiben. Aber nun muß das geschehen, und er muß an der Sprache reiben, bis sie Funken gibt und in Flammen sein Bild offenbart.

Ich kann hier eine Bemerkung anfügen: Wenn große Dichter (wie für uns namentlich Goethe und Schiller) die Sprache außerordentlich durchgebildet und bis zu größter Geschmeidigkeit zubereitet haben, so scheint sie nun dem poetischen Trieb dermaßen entgegenzukommen, daß Hunderte und Tausende meinen, sie können dichten. Was sie hervorbringen, ist aber nur ein Anreihen von poetischen Redensarten. Allbekannt ist Schillers Distichon:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?“

Der Wert und Vorzug toten Materials erklärt sich sehr leicht, wenn wir nun gewisse Gattungen der Kunst betrachten, gewisse Kunstformen, worin Lebendiges verwendet wird. Das

pariert nicht ganz dem gestaltenden Willen, und darum sind diese Gattungen unselbständig. — Mit dem Ausdruck „unselbständig“ seien sie aber ja nicht heruntergesetzt; er ist nicht so schlimm, als mancher meint. Sie stehen eben nicht in der Mitte der eigentlich selbständig produzierenden Künste.

Vergleichen Sie z. B. ein Gemälde mit einem tableau vivant, so haben Sie sofort, was ich meine. Will man mit lebendigen Menschen ein Bild darstellen, so hat man hier eben ein Material, das nicht ganz pariert. Sie können niemals Personen aufstreifen, die ganz den Charakterköpfen des zu repräsentierenden Gemäldes entsprechen. Das Ding ist ferner jedem Zufall ausgesetzt; und wahrhaftig, ich meines Teils muß gestehen, wenn ich ein tableau vivant sehe, so meine ich immer, die Figuren können kaum mehr still halten, es müsse einer niesen oder lachen, und kann dann selber das Lachen nicht mehr unterdrücken. Kurzum, das ist eine gebrechliche Darstellungsform und gehört nicht in die eigentliche Kunst, weil dazu lebendiges Material gebraucht wird.

Weiter. Tiere auf dem Theater. Man kann sie ja oft nicht entbehren. Daß Geßler zu Pferd kommt in der hohlen Gasse, ist von Schiller in großem Zusammenhang gefühlt. Der Hochmut zu Roß! Es ist wesentlich, daß er vom Sattel heruntergeschossen wird. Aber welche Not hat man, wenn das Pferd kommt. Man weiß nicht, ob dieser Stoff auf der Bühne nicht unpassenderweise improvisiert. Und das störende Stampfen der Hufen auf den Brettern!

Goethe hat als Theaterdirektor seinen Abschied genommen, weil ein Pudel auf die Bühne sollte. — Das hing bei ihm freilich damit zusammen, daß er doch einen mächtig großen Mangel in seinem, sonst so rein menschlichen, weltweit genialen, Wesen hatte: er konnte keine Hunde leiden.

Nehmen Sie ferner die Gartenkunst. Ein Dr. Schneider in Leipzig nimmt mir übel, daß ich sie nicht unter die selbständigen Künste zähle, obgleich doch mein Wort „unselbständig“ nur eine ganz harmlose, relativ indifferente Bezeichnung ist. Die Gartenkunst malt Landschaften mit wirklicher Erde, wirk-

lichem Wasser, wirklichen Bäumen. Wer wollte das unterschätzen? Aber sie kann ihr Material, eben weil es lebendig ist, nie ganz bezwingen. Es wird und wächst doch nicht vollkommen so, wie sie will. Man kann den Boden nicht ganz so umarbeiten, wie es malerischer Zweck wäre. Und den Himmel? Den malt der Maler, wie er ihn braucht. Aber der wirkliche Himmel eines Gartens fragt nichts danach, wie man ihn braucht.

Ja, aber die menschliche Stimme? Sie werden sagen: Der Gesang ist am Ende doch die schönste Musik. Was kann es Höheres geben, als wenn das musikalische Instrument derselben Person, welche fühlt, was vorzutragen ist, auch unmittelbar im eigenen Leib angehört? Was kann es Dienlicheres geben? Die Stimme ist doch ein Material, das vollkommen pariert und ganz in der Gewalt des Sängers steht. Hier ist der Besitzer selbst der Künstler.

Da haben wir es, wie Kant sagen würde, mit einer Antinomie zu thun, das heißt mit einem der Fälle, wo zwei Sätze, die einander widersprechen, beiderseits mit gleich vielen Gründen verteidigt werden können. Gewiß, der Gesang, produziert von der Stimme, die das Organ der empfindenden Seele selbst ist und identisch mit ihr, weil sie ihrem Körper angehört, erscheint als die höchste, ausdrucksvollste, seelenvollste Form der Musik. Aber auf der anderen Seite muß man zugeben, daß es kaum und nur als äußerste Ausnahme eine Stimme gibt, die ganz rein, ganz ohne fremde Klangfarbe tönt. Wie alles Natur-schöne ist sie unberechenbaren Zufällen preisgegeben. Sie werden nie hören, daß ein Violinist, wenn eine Oper aufgeführt werden soll, sich damit entschuldigt, seine Geige sei heiser. Aber die Sängerinnen, bei denen kommt's ja so häufig vor; und man weiß überdies nicht, ob's nicht verlogen ist. Totes kann man kaufen und, wo es untauglich geworden, ersetzen. Saiten kann ich in die Tasche schieben, neue aufspannen. Bei allen lebendigen Stoffen kommen dagegen die störendsten Naturzufälle, denen alles wirkliche Leben ausgesetzt ist; und so hat der Gesang eine schlimme Schwäche, und man wird sagen: nein, die Instrumente entwickeln doch am reinsten das Wesen der Musik, obwohl der Gesang das Höchste ist.

Dann die Schauspielkunst. Gewiß eine hochstehende Gattung. Es ist keine kleine Leistung, des Dichters dramatisches Geistesgebilde vor Auge und Ohr zu bringen. Und der Schauspieler muß ihm in seine Tiefen nachtauchen, muß die kongenial reproduzierende Kraft ihm entgegenbringen. Aber er verwendet lebendigen Stoff, nimmt seine eigene Person und Gestalt, sein Gesicht und Organ, um den geistigen Mantel des Kunstwerks darüber zu werfen. Was er auch leisten mag an Kunst und Virtuosität, mit Maske, Kostüm, Schminke, Perücke, wie treu er sich der darzustellenden Rolle anpassen mag, er kann sie doch nicht ganz ausfüllen. Sein Körper und Gehaben ist eben nicht für diesen, sondern für den eigenen Charakter gebildet. Sein Spiel und das in unserer Phantasie schwebende Bild des Dichters decken sich nicht ganz. Er kommt ihm nur nahe, trifft es nur ungefähr. Diese sterbliche Seite, diese Achillesferse der Schauspielkunst erkennen Sie klar, wenn Sie in einer und derselben Rolle das eine Mal den Schauspieler X, das andere Mal den Schauspieler Y, oder im Verlauf der Zeit gar mehrere auftreten sehen. Jeder hebt einen Zug derselben heraus, aber keiner gibt sie ganz im Sinne des Dichters. Sie unterscheiden sich in Auffassung, Gestalt und Gesichtsform; und dazu kommt noch, was alles auf dem Theater an Zufällen passieren kann.

Jetzt ist es deutlich gemacht, und niemand darf mehr darüber stutzen, wenn ich sage: der Stoff soll roh und tot sein, damit der Künstler um so freier arbeiten könne. Lebendiger Stoff ist vielleicht schon an sich schön, aber anders schön. Er drückt Anderes aus und ist nicht rein passiv. Hat er an sich schon ästhetischen Reiz, so ist dieser bloß natur schön, nicht wahrhaft schön. Das wirkliche Leben ist auch das getrübt und von stoffartiger Wirkung.

Die Thätigkeit nun, die den Stoff verarbeitet, hat notwendig etwas vom Handwerk und will in ihrem Ernste wohl gewürdigt sein. Der Uebergang aus dem Inneren zur Herstellung des Kunstgebildes ist schwer und führt durch eine enge Pforte. Es scheint, das Vermögen darzustellen, müsse mit dem inneren Talent schon da sein, das Ausführen gehe so von selbst, das Bild der Phantasie rinne nur so hinüber zum Stoff, es sei